

Das Monster im Moor

Von Susanne und Jan Peter Wiborg, veröffentlicht in der Zeit vom 27.12.2007

Eine geheimnisvolle Jagdgeschichte aus den Hungerjahren der dunklen deutschen Nachkriegszeit

Es war ein milder, nasser Winter, und der viele Regen hatte einige Flüsse über die Ufer treten lassen. Doch davon abgesehen, lagen die niedersächsischen Lande in stiller, trüber Nachkriegsruhe, und nichts ließ auf all das Rätselhafte schließen, das im neuen Jahre 1948 hier noch geschehen würde. Seltsam nur, wie sich in jenem Winter in den Landkreisen Neustadt, Nienburg und Fallingb. die Wildverluste häuften. Man schrieb sie streunenden Hunden zu. Tatsächlich beobachtete ein Jäger in der fahlen Abenddämmerung im Lichtenmoor einen »großen grauen Hund«, der auf fliegende Enten hetzte, sie verfehlte, dann blitzschnell über einen hohen Drahtzaun sprang und verschwand.

Außer dem Waidmann, der sich sehr darüber ärgerte, dass Deutsche in der britischen Besatzungszone keine Waffen tragen durften, interessierte das niemanden.



Mit Beginn der Weidesaison wurde nachts sogar Vieh gerissen, doch auch das erregte kaum Aufsehen. Zu selbstverständlich, so schrieb die *Hannoversche Presse* später, »nahm man an, dass es sich um eine neue Methode in der Schwarzschlachtung handele«.

- Foto von W. Häsmeier Juni 2007 -

Ein nahe liegender Schluss. Zu Anfang des dritten Jahres nach Kriegsende wird immer noch derart gehungert, dass es in der nahen Landeshauptstadt Hannover deshalb sogar zu Demonstrationen kommt. Besonders Fleisch und Fett sind Mangelware. Am Ende des Wirtschaftsjahres 1947/48 stehen dem darben den niedersächsischen Normalbürger 100 Gramm Fleisch zu – im Monat. Der Schwarzmarkt floriert, Hunderttausende gehen auf Hamsterfahrt übers Land. Doch selbst die Bauern haben Probleme: Sie dürfen ihre Tiere nicht verwerten. Vieh ist bewirtschaftet, muss registriert und abgeliefert werden. Schwarzschlachten wird zwar nicht mehr, wie im just untergegangenen »Dritten Reich«, schwer bestraft, aber immer noch mit spürbaren Sanktionen geahndet. Wildern ist wegen des Waffenverbots auch nicht ganz einfach.

Anfang Mai sterben nachts einige Schafe, ein Rind verblutet an einer aufgerissenen Hinterkeule. Das kann nur der wildernde Hund gewesen sein. Jetzt muss die Polizei ran. Als sich Gendarm Karl Quiatkowski in Rodewald bei Nienburg an der Weser am 18. Mai gerade zur Mittagsruhe niederlassen will, klopft das Schicksal an, »dreimal hart an die Tür«, wie später ein Extrablatt berichtet. Ein aufgeregter Bauer: »Min Rind is nu ock kaputte!«

Das Opfer liegt auf der linken Seite, wieder ist die rechte Hinterkeule aufgerissen. Doch der erfahrene Kriminalist stutzt: Die Wundränder sind auffallend glatt und sauber, »wie mit einem Messer geschnitten«, während die Bisse aller Hundartigen charakteristische schwere Quetschungen verursachen. Man einigt sich darauf, das Tier als Köder zu opfern, um das räuberische Wesen endlich zu erwischen. Obwohl hungrige Hunde zu ihrer Beute zurückkehren und obwohl auch sie zu dieser Zeit sehr hungrig sind, wird das Rind nie mehr angerührt. Quiatkowski sieht sich bestätigt: »Das ist kein Hund.«

Auch der 61-jährige Bauer Hermann Gaatz aus Eilte, ein leidenschaftlicher und erfahrener Jäger, kann nicht umhin, sich sehr über das zu wundern, was ihm ein Jagdfreund über den kollektiven Tod von gleich zwanzig Schafen erzählt. Der Mann »meinte, dass das Hunde nicht allein gemacht haben könnten, denn die Beinknochen wären wie mit einem Beil abgehackt, dabei müssten auch Menschen geholfen haben. Ein anderer Nachbar berichtete mir, dass er morgens in aller Frühe zwei Schafe gefunden hätte, die vollständig aus dem Fell geschlagen waren, ein Schlachter hätte das nicht besser machen können, denn das Fell wäre völlig unversehrt gewesen. Das könnten keine Hunde gemacht haben.«

Fortan schlägt der mysteriöse Killer unablässig zu, und das innerhalb eines schwer zugänglichen Gebietes von etwa dreißig Quadratkilometern. Nie wird er gesehen, nie kehrt er an einen Riss zurück, nie beachtet er einen Köder. Jetzt wächst die Unruhe. Was, wenn er auch Menschen anfällt?

Deutsche Jäger bekommen erstmals britische Gewehre zugeteilt, Drückjagden werden veranstaltet. Vergeblich. Als Nächstes wird, eigens für das Phantom, auch die deutsche Polizei bewaffnet. Die jedoch stößt an einem frühen Junimorgen lediglich auf Beutegreifer der ganz besonderen Art: auf eine »internationale Jagdgesellschaft – englische und deutsche Behördenbeamte mit ihren Damen aus Hamburg –, die von ihren Büchsen bereits Gebrauch gemacht und einen alten Hofhund erlegt hatten«, wie die *Hannoversche Presse* berichtet. Auch die Journalisten rüsten nun auf und finden zum bewährten Frontbericht zurück: »Der Würger ist überall. Heute im Osten, morgen im Westen. Einmal findet man sein Opfer zwanzig Meter vom Schlafzimmerfenster eines Bauern entfernt, ein anderes Mal vierhundert Meter vom ansitzenden Jäger. Mägde weigern sich, allein auf die Weiden zu gehen, die Bauern bewaffnen sich mit Knüppeln. Der Würger ist Herr der Lage.«

Bald werden nicht nur »riesengroße« Spuren, sondern so ziemlich alle Raubtiere gesichtet, die *Brehms Tierleben* hergibt. Und noch einiges

mehr: Die Kripo fahndet nach einem Sadisten mit Hund und nach Fleischräuberbanden. Bauern flüchten in Panik vor aufspringenden Rehböcken. Als ein Landwirt vom Trecker aus eine Löwin oder einen Puma mit drei Welpen erspät, schickt Hagenbecks Tierpark in Hamburg den berühmten Großwildjäger Hein Oberjohann zur Safari. Als PR-Aktion ein voller Erfolg: einmal, weil Oberjohanns Verpflegung aus einem Straußenei besteht, zum anderen, weil sich bis zu vierzig Reporter gleichzeitig an die Fersen des khakibemützten Afrika-Veteranen heften. Zwei Übertragungswagen von Radio Bremen rumpeln über die Sandwege. Oberjohann zieht zwar ab, ohne mehr als Spuren gesehen zu haben, aber immerhin nicht ohne Beute: In der Löwenfalle sitzt ein Dachs. Oberjohanns Fazit, exklusiv im *Spiegel*: »Ein ganz raffinierter Hund!«

Das glauben inzwischen auch andere. Der Schwiegersohn von Hermann Gaatz beobachtet ein »mächtiges« hellgraues Tier, das er für einen illegitimen Nachkommen seines treuen Begleiters Harras hält. In Anwesenheit des Landwirtschaftsministers und stellvertretenden Ministerpräsidenten spricht der Oberforstmeister Ernst-August Freiherr von Hammerstein es dann vor einer Bauern- und Jägersammlung aus, das Wort, den schrecklichen Verdacht: ein Wolf.

Aber wie wäre das möglich? Der Wolf gilt in Deutschland seit Ende des 19. Jahrhunderts als ausgerottet. Aus Osteuropa wechseln sporadisch einzelne Rüden ein, die auf Partner- und Reviersuche sehr weit wandern. Wölfe sind Karnivoren und verzehren durchschnittlich zwei Kilogramm Fleisch am Tag, nach Hungerzeiten beträchtlich mehr. Die dämmerungs- und nachtaktiven Ausdauerläufer können pro Streifzug gut vierzig Kilometer in ihrem typischen »schnürenden« Trab zurücklegen, notfalls weit mehr. In den Sprints, mit denen sie attackieren, erreichen sie fast sechzig Stundenkilometer, wie ein Rennpferd. Haben sie nicht sofort Erfolg, brechen sie den kräftezehrenden Angriff ab, und oft müssen sie lange hungern. Treffen sie auf ungeschütztes Weidevieh, ist ihr Beutetrieb daher so stark, dass sie weit mehr reißen, als sie fressen können. Für Menschen sind Wölfe dagegen keine Gefahr, denn die ständige Verfolgung hat die ohnehin sehr vorsichtigen Wildtiere extrem scheu gemacht.

Doch mehr als die Fakten zählt die Fama. Der Wolf ist kein normales Tier, sondern der meistgefürchtete, meistgehasste Vierbeiner Europas, ein Dämon, dem sogar *Brehms Tierleben* »ungeheuerliche oder gespenstige Eigenschaften« zuschreibt. In frühen Kulturen ist sein Bild noch ambivalent: Den germanischen Göttervater Odin begleiten zwei Wölfe, in antiken Mythen tritt der kluge wilde Hund als Helfer und Beschützer auf, gilt als geheimnisumwitterter Mittler zwischen der diesseitigen Welt und dem Jenseits.

Im Mittelalter indes, als die Landwirtschaft Wald und Wild immer weiter zurückdrängte, begann sich die Lebenswelt von Mensch und Wolf zu überschneiden. Für Viehbauern wurde der anpassungsfähige Jäger zum existenzbedrohenden Erzfeind. Für die allmächtige Kirche repräsentierte er ohnehin den Gottseibeius. Sein weithin hallender Kontaktruf, sein »Heu-

len« war der Beweis dafür, dass er mit dem Teufel im Bunde war. Der wesentlich gefährlichere Braunbär wurde und wird nie derart verabscheut. Seine rundliche Gestalt entspricht dem begütigenden Kindchenschema, und seine Äußerungen gelten gern als gemütliches Brummen.

Der Wolf aber, mager, spitzschnäuzig, gelbäugig und heimlich, war und ist die lebende Antithese dazu, die perfekte Verkörperung menschlicher Urängste. Auch Mitte des 20. Jahrhunderts galt er noch als »Inkarnation des Bösen«. Und wo so etwas herkommt, wusste damals jeder: aus dem Osten.

Die größte Treibjagd in der Geschichte Niedersachsens zieht los

Landser, so wird gemunkelt, hätten von der russischen Front einen »sibirischen« Wolfswelpen mitgebracht und ausgesetzt. Dankbar nimmt die Presse diese Spekulationen auf und spinnt sie weiter. Schließlich ist Hannover 1948 eine deutsche Zeitungsmetropole. Im Anzeiger-Hochhaus rivalisieren die SPD-eigene *Hannoversche Presse*, ein neu gegründetes Nachrichtenmagazin, *Der Spiegel*, und Henri Nannens *stern*. Konkurrenz macht ihnen das Wochenblatt *die strasse*, herausgegeben von einer für diese Zwischenzeit typischen bunt gemischten Truppe publizistischer Glücksritter, vom ehemaligen SS-Mann bis zum Brecht-Freund. Mit dem »Würger vom Lichtenmoor« (wie ihn *die strasse* nennt) ist ein Megathema gefunden.

Am 13. Juni bläst die Obrigkeit zum Halali, zur bis heute größten Treibjagd Niedersachsens. 1500 Treiber, 70 Berufsjäger und ein martialisches britisch-deutsches Großaufgebot wollen das Geheimnis lüften. Als um 2.30 Uhr die erste Leuchtkugel an der einsamen Birke aufsteigt, die den Mittelpunkt des Kessels markiert, ist die (Hannoversche) Presse an vorderster Front dabei: »Ein wahres Heer – mit Kradmeldern, Offizieren, Trompeten und Gewehren – marschiert. Hohe englische Offiziere sind erschienen. Sie haben Jägerhüte auf dem Kopf, Gewehre auf dem Rücken, Hunde an der Leine und Dolmetscherinnen im Volkswagen. Sie wollen den ›Tiger vom Lichtenmoor‹ schießen. Sie schießen ihn aber nicht.«

Dass der martialische Ton in Spott übergeht, kommt nicht von ungefähr. Denn die beiden Reporter hatten sich einen Spaß erlaubt. In der Morgendämmerung klauten sie einen ausgestopften Zoolöwen aus dem Vorgarten eines Lehrers, stellten das Präparat in ein Getreidefeld und amüsierten sich darüber, »wie britische Soldaten das Tier entdeckten und wild drauflosfeuerten. Da es aber nicht umfiel, traute sich niemand heran.« Während die Briten hastig Verstärkung holten, wurde der Löwe umplatziert. Wieder schossen die Briten vergeblich, wieder trauten sie sich nicht heran. Bevor die nächste Patrouille anrückte, war das Tier schon wieder im heimatischen Garten. Gedruckt wurde dieser Teil der Geschichte damals allerdings nicht. Begründung des Chefredakteurs: »Die Engländer werden sonst [Ministerpräsident] Hinrich Wilhelm Kopf nie wieder helfen.«

Das große Treiben geht aus wie's Hornberger Schießen. Alles lacht – doch noch in derselben Nacht sterben mitten im Jagdgelände zwei Rinder. Die Sache wird immer unheimlicher. Sogar der legendäre Werwolf, das mörderische Mischwesen aus Mann und Tier, wird jetzt im Lichtenmoor vermutet. Was einen britischen Major zu der lakonischen Bemerkung veranlasst: »Well, dann wird er entnazifiziert!«

Immerhin: Die Behörden beschlagnahmen das Fleisch der Opfer nicht. Trotz der inzwischen einsetzenden Sommerhitze kann man es gewinnbringend verwerten. Schließlich tötet das entgegenkommende Phantom die Rinder durch Risse an der Hinterkeule, sodass zumindest dieses wertvolle Stück Fleisch schnell ausblutet. Dann lässt der einsame Jäger die Beute fast unberührt liegen, die Herde stehen und macht sich unverzüglich wieder auf die leisen Pfoten, um weit entfernt das nächste Tier zur Strecke zu bringen.

Auf dem Schwarzmarkt bringt eine Wurst eine ganze Stange Zigaretten ein, ein Vermögen also, und nach Qualität oder Fleischhygiene fragt niemand. Selten dürfte ein Monster so vielen so gelegen gekommen sein. »Wir waren doch alle froh«, sprach später ein Zeitzeuge es aus, »wenn wir satt wurden. Da wurde wahrscheinlich bei so manchem Sonntagsbraten auch auf das Wohl des Würgers angestoßen.«

Die Militärverwaltung scheint inzwischen zu ahnen, dass man hier, sozusagen unter dem Patronat des Ungeheuers, illegal Vorräte anlegt. Im Juni, auf dem Höhepunkt des Rindermordens, dekretiert sie unmissverständlich: »In den kommenden Monaten wird die Fleischzuteilung nur aus dem natürlichen Zuwachs entnommen werden, weil weitere Eingriffe in die stark reduzierten Viehbestände eine Demontage der Landwirtschaft bedeuten würden.«

Zu unübersehbar ist die verblüffende Fähigkeit des Untiers geworden, sich den Marktzyklen anzupassen. Eine Statistik verzeichnet für den Sommer 1948 58 Rindermorde, anderswo ist sogar von 65 Rissen die Rede. Im Mai und Juni, zur letzten Hochzeit des Schwarzmarkts, sterben die meisten Tiere: mindestens 15 in den letzten drei Maiwochen, 24 im Juni. Ausgerechnet in den kürzesten, hellsten Nächten, in denen Bauern, Jäger und Polizei ständig auf der Lauer liegen, schlägt der Räuber am heftigsten zu. Doch dann plötzlich ändert sich sein Verhalten. Am 18. Juni wird, nach strikter Geheimhaltung, die Währungsreform angekündigt, drei Tage später die D-Mark eingeführt. Kurz steigt die Mordrate noch einmal an – sieben tote Rinder in einer Woche –, um dann rapide zu sinken. Nur noch zehn Rinder im ganzen Juli, in den schon dunkleren Augustnächten neun.

Mag sein, dass der Termindruck dem Würger zugesetzt hat, soll er doch im gleichen Zeitraum noch »über 100 Schafe« getötet, »unzählige« Weidetiere verletzt und »unermesslichen Wildschaden« angerichtet haben. Dass er dabei viele seiner Opfer mit seltsam glatten und scharfen Schnitten zerlegte, auf die raubtiertypische ausgiebige Verdauungspause stets verzichtete, sofort wieder auf Jagd ging und gelegentlich sogar fast zeit-

gleich an zwei Orten Beute machte, dürfte ziemlich einmalig dastehen. Ebenso einige andere Mirakel, die er vollbracht haben soll: Mit Rehen im Fang, die halb so schwer waren wie er selbst, soll der Unhold etwa breite Sandwege »spurlos« übersprungen haben. Dass »zentnerschwere« Rinder von dem Einzeltier angeblich »acht Meter weit« geschleift wurden, legt ebenfalls die Vermutung nahe, dass zwischen Weser und Aller mehr als nur ein Würger auf Beute ausging.

Wer nur kann diesem Höllenspuk ein Ende machen? Zum Glück gibt es da noch Hermann Gaatz. Er gehört zu den wenigen Bauern, denen die Briten eine Waffe zugeteilt haben. Er ist überzeugt, dass der scheue Usurpator ein Wolf ist, ein Wolf, der sich an feste Wechsel hält. Inmitten der einsamen, wildreichen Schotenheide baut er sich, gegen allen Expertenrat, einen kleinen Hochsitz und sitzt allabendlich auf der Lauer, in der Hand ein englisches Militärgewehr mit deutschem Zielfernrohr und einem stumpf gefeilten Vollmantelgeschoss im Lauf.

Wochenlang wartet er so, bis er am Freitag, dem 27. August, im letzten Abendlicht plötzlich einen grauen Schatten auf äsende Rehe zugleiten sieht. Als der Schemen stutzt, sichert, den Kopf hochwirft, hat Gaatz auch schon geschossen. Es ist bereits halb zehn und für die Nachsuche zu dunkel. Der Jäger radelt, zitternd vor Aufregung, nach Hause. Als er einem Nachbarn erzählt, er habe eben auf »dat Undeert« gefeuert, weiß der sofort, was er zu tun hat: Er ruft die Redaktion der *Welt* in Hannover an.

So ist die Presse bereits informiert, als der Schütze am nächsten Mittag, nach einer schlaflosen Nacht und langer Nachsuche, den »schönsten Anblick und Augenblick meines langen Jägerlebens« mit einem »dreifachen Horrido« würdigen kann: »Lang ausgestreckt, mit weit aufgerissenem Rachen, lang heraushängender blutiger Zunge, dolchartigen, starken Fangzähnen, so lag der blutgierige, stolze, starke Räuber in einer kleinen Mulde auf der blühenden Heide.«

Die Polizei nimmt, neben Gipsabdrücken von den Pfoten, die Personalien auf: Länge von der Nase bis zur Schwanzspitze 1,70 Meter, Schulterhöhe 85 Zentimeter, Gewicht 95 Pfund, Fangzähne 3 Zentimeter. Ein Jäger ist sich sofort sicher, dass es sich um einen »großen sibirischen Wolf« handelt, »den man in Russland Pferdewolf nennt«. Experten identifizieren später einen reinrassigen Rüden, mit etwa sechs Jahren zwar schon über die Blüte eines anstrengenden Raubtierlebens hinaus, aber der vermutlich stärkste Wolf, der je in Deutschland geschossen wurde.

Der bis heute berühmteste allemal. Extrablätter erscheinen. Über das kleine Eilte bricht eine tagelange Völkerwanderung herein.

Der »Würger vom Lichtenmoor« ist tot, doch der Krimi geht weiter. Die Leiche wird entführt. Der »Wolfstöter« will sie, zur ewigen Erinnerung, dem Landesmuseum stiften und vereinbart mit Oberforstmeister Freiherr von Hammerstein die Übergabe. Zur vereinbarten Zeit erscheinen zwei seriös wirkende Herren, stellen sich als »Dr. Soundso« vor und packen

den Kadaver ein. Dann bleibt er spurlos verschwunden, zwei heiße Tage lang.

Der argwöhnische Oberforstmeister hat schließlich die richtige Nase: Auf dem Parkplatz des Anzeiger-Hochhauses in Hannover erschnüffelt er das »anrühige Gepäck« im Kofferraum eines Reporter-VWs. Was der Zeitungsmann damit vorhatte, bleibt rätselhaft.

Die Haare fallen dem Kadaver inzwischen büschelweise aus, zum Präparieren ist es zu spät. Das Fleisch wird neben dem Museumsgebäude verscharrt, der Penisknochen zielt den Schreibtisch des Kustos. Das Landesmuseum stellt einen Gipsabguss des Kopfes aus, fellüberzogen und mit blitzend weißen falschen Zähnen. Generationen niedersächsischer Schulkinder starren die makabre Trophäe nun offenen Mundes an, während Lehrer mit *Wochenschau*-Timbre in der Stimme das mörderische Treiben des blutrünstigen Würgers heraufbeschwören.

Bis 1956 wandern noch mindestens vier weitere einsame Wolfsruden ins Land zwischen Weser und Aller ein; sie werden vergleichsweise unbeachtet zur Strecke gebracht. Die Zeiten haben sich geändert. Die D-Mark floriert, die Bürger der jungen Bundesrepublik widmen sich hingebungsvoll dem großen Fressen, Fleisch gibt es wieder in Fülle. Und ein »Würger« wird nicht mehr gebraucht.

Mit freundlicher Genehmigung der Autoren:

Susanne Wiborg ist Journalistin und lebt bei Hamburg,

ihr Bruder und Journalistenkollege Jan Peter Wiborg am Steinhuder Meer